

Sabine Hark: Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus

Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005, 457 S., ISBN 3-518-29353-2, € 16,-

Was Medienwissenschaft und Gender Studies gemeinsam haben könnten, wo die Kategorie ‚Geschlecht‘ nützlich oder gar unabdingbar für medienwissenschaftliche Fragestellungen sei, wurde in den letzten Jahren vielfältig bearbeitet: Von entsprechend differenzierten Inhaltsanalysen über strukturelle Auseinandersetzungen mit Blickregimes und Repräsentationsformen bis hin zur empirischen Kommunikationsforschung sind zahlreiche Arbeiten vorgelegt worden. ‚Performativität‘ zum Beispiel verspricht eine Denkfigur zu sein, die die Herausbildung von Geschlecht ebenso beschreibt wie das Faktischwerden eines Mediums – und oft genug ließen sich beide als verschränkt beschreiben (vgl. Andrea Seier/Eva Warth in *Genus* 2005). Beide haben es mit ‚unscharfen Objekten‘ zu tun, beide sind in besonderer Weise in ihre Objekte ‚verstrickt‘ (die Forschenden sind Teil der Strukturen, die sie beschreiben), beide haben bestimmte Praxisbezüge (berufsbezogene, politische etc.), haben sich in der deutschen akademischen Landschaft der letzten zwei Jahrzehnte ausdifferenziert und berufen sich auf ähnliche Theorieimporte (vor allem

auf den französischen Poststrukturalismus über den Umweg aus den USA, bei beiden umstritten). Parallelen zwischen Medienwissenschaft und Gender Studies wurden vor allem dann konstatiert, wenn es um beider Interdisziplinarität ging (vgl. Christina von Braun in *Gender Studien*, 2000). Wo sich Gender Studies eher als ‚Querschnittsressort‘ in entsprechenden Studiengängen etablieren, beansprucht Medienwissenschaft einen „eigenen systematischen Ort“, so Kathrin Peters im Band *Gender@Wissen* (2005). Es sind die epistemologischen Fragen und die nach der disziplinären Herausbildung von Fachkulturen und möglichen ‚Wissensobjekten‘, die eine weitere Konstellation für ‚Medien‘ und ‚Gender‘ schaffen. Wie etablieren sich neue Organisationsformen für ‚Objekte‘, die es vorher in der akademischen Landschaft nicht oder nur verstreut gab? Und unterhalten sie mehr als nur formale organisatorische Bezüge zueinander?

Das untersucht die *Dissidente Partizipation* Sabine Harks. Wie hat sich feministische Forschung an den deutschen Universitäten etabliert und was bedeutet das für ein Wissen, das sich als kritisch gegenüber den bestehenden Wissensinstitutionen versteht? Wenn Teilhabe (laut statistischem Bundesamt lag 2004 der Anteil von Frauen bei C4-Professuren bei 8%) die prekäre Voraussetzung für Veränderung ist, muss das Paradox erarbeitet werden, die Bedingungen einer Möglichkeit von Wissensproduktion im Produzieren stets mitzudenken – so eine Grundforderung der *politics of location* (Adrienne Rich 1986) für das ‚feministische Projekt‘. Mediale Bedingtheiten der Soziologie interessieren Hark hier nicht; auch kein möglicher Medienbezug via Psychoanalyse, der für viele feministische Theorien eine große Rolle gespielt hat, und damit auch keine Thematisierung von Subjekt/Wissen etc., denen die Sprache vorgängig ist (die Sprache ist da, bevor *Ich* gesagt werden kann, der Spiegel ermöglicht das Selbst-Bild etc.). Ihre Fragen lauten nicht: Was *ist* ‚Wissen?‘ Was wurde jeweils unter ‚Institution‘ verstanden? Welche (medialen) Darstellungsformen stellen die Möglichkeitsbedingungen für wissenschaftliche Objekte? Sondern: Wie funktionieren widersprüchliche Aushandlungen innerhalb eines bestimmten Settings? Einzelne Kapitel sind lesbar als Einführungen, etwa in die Wissenschaftssoziologie (es treten auf: Durkheim, Fleck, Bourdieu, der Konstruktivismus, Denkkollektive, Transdisziplinarität und *boundary work*), diskutiert wird das Verhältnis von Dissidenz, Partizipation und ‚Möglichkeitsfeldern‘. Dabei wird Macht auch als kontingent bzw. Hegenomie nicht monolithisch verstanden und mit Thomas Kuhn gilt Umstrittenheit als das zentrale Merkmal von Wissen (wer sich einmischen will, hat bereits anerkannt, dass es wichtig sei, worum es geht). Vor diesem Hintergrund liest sich eine andere ‚Einführung‘, die der Band bietet, in teilweise neuem Licht: nämlich die in die hochschulpolitischen und feministischen Debatten seit den 70er Jahren (u.a. dokumentiert mit Flugblättern). Die kenntnisreiche Darstellung ruft den Kontext auf, in dem „Geschlecht als komplexe politische Technologie“ (de Lauretis 1987) auftrat. Nach Gayle Rubins bahnbrechender Unterscheidung von ‚sex‘ und ‚gender‘ (1975), derzufolge die soziale Geschlechterdifferenz diejenige ist, die dem anatomischen

Unterschied zu allererst Bedeutung verleiht, setzte die Analyse von Judith Butler einen dritten Term hinzu. Und hier greift Hark selbst in die Diskurse ein, die sie darstellt. Denn sie verweist mit Nachdruck auf die Implikationen dieser theoretischen Bewegung – und kommentiert deren Rezeption in Deutschland in brisanter Weise.

Sexualität bzw. Begehren wurde in Butlers *Gender Trouble* 1990 als dritter Term gleichberechtigt neben die analytischen Kategorien sex und gender gesetzt; die Trias ‚sex-gender-Begehren‘ operiert nach Butler innerhalb einer heterosexuellen Matrix: Die Elemente plausibilisieren und stabilisieren sich gegenseitig (wenn es zwei biologische Geschlechter gibt, ist es natürlich, dass sich Mann und Frau begehren; wenn es zwei soziale Geschlechtsrollen gibt, werden diese an bestimmte Körper gebunden usw.). Diese Wendung wurde in der Rezeption nicht nur weitestgehend in den Hintergrund gedrängt und damit auch, so Hark, eines der innovativsten Elemente in Butlers Theoretisierung, vielmehr gilt vielen GenderforscherInnen Sexualität weiterhin als („privates“) Persönlichkeitsmerkmal und nicht als („öffentliche“) Kategorie der Macht. An dieser Stelle geht die Monografie in einer Weise auf eine Debatte in Publikationen und Feuilletons ein, die bald überholt sein mag, und doch ist es frappierend, wie vehement Teile der Kritik auf biologistische und homophobe Klischees zurückgegriffen haben – eine Stelle im Unbewussten des feministischen Diskurses, die Hark als Grenzziehung liest, die ein Wissen sichern hilft, einen blinden Fleck, der zur Aufrechterhaltung von Positionen dient. Hilge Landweer etwa argumentierte 1994 mit der „altmodische[n] Vermehrung von Menschen“: ohne heterosexuelle Reproduktion gebe es weder Kultur noch Wissen; Barbara Duden sprach von einer ‚Entkörperlichung‘ durch ‚Gender Trouble‘ und im Umfeld wurde über Butlers angeblich ‚männliches‘ Aussehen sowie ihre ‚Verführungskraft‘ bei jungen Frauen schwadroniert. Fazit: „Der akademisch gewordene Feminismus erwies sich so als *gatekeeper* gegenüber (hetero)sexualitätskritischen Forschungsperspektiven bzw. gegenüber Queer Theory.“ (S.320) Der Topos der ‚Generation‘ (die jungen Frauen gäben erkämpfte Positionen für ironisches Gedankenspiel auf) diene der Verschiebung, Ersetzung und Verdrängung und so bleibt ‚Heterosexualität‘ Teil eines Machtregimes, von dem die Frauenforschung zuvor noch behauptet hatte, es sei dem Entstehen des Wissens nicht äußerlich. Landweer oder Duden markieren sicher nur einen extremen Punkt des Spektrums, zahlreiche weitere Auseinandersetzungen kommen hier nicht vor. Und so kann es nicht ausbleiben, dass sich Kontroversen anschließen werden: Notgedrungen bleiben viele Kolleginnen unzitziert, viele werden nur selektiv angeführt und über die Gewichtung der Debattenstränge kann es kaum eine Übereinstimmung geben. Auch die Thematisierung von ‚race‘ und Ethnizität stehen immer noch am Anfang; Hark markiert Punkte, an denen weiterzuarbeiten wäre, geht aber hier über Hinweise nicht hinaus. Zur ‚Queer Theory‘ und ihrer Institutionalisierung bleibt ebenfalls Vieles zu sagen – wie verhandelt man Multiplikationen, Auflösungen, Verteidi-

gungen verschiedener sexueller Identitäten in akademischer Form? Hark geht mit diesem Thema ins letzte Kapitel zur ‚Disziplinierung‘ über, zur Tendenz zur Kanonisierung (‚von der Vision zum NC‘), die ohne Beschwerdeton und nicht als Verlustgeschichte, sondern als Transformation gefasst wird: allerdings als eine, die in unheimlicher Weise mit Paradigmen der verändernden Hochschul-landschaft einhergeht, mit deren Flexibilisierung und Modularisierung, denn hier könnten Genderprofile als modern klingende kurzfristig marketing-tauglich sein, um mehrere Fächer gleichzeitig zum alten Preis zu bedienen, besondere Ausbeutungs-bereitschaft an den Tag zu legen, aber auch schnell wieder abgeschafft zu werden. Das, hier endet eine mögliche Parallele, steht für die Medienwissenschaft nicht zu befürchten.

Bleibt mindestens ein Theorem transponierend zu lesen: Wenn ‚Medium‘ historischer Zuschreibungs- und Aushandlungseffekt ist, wenn nicht das Gerät dem ‚Medium‘ vorgängig ist, sondern gegenseitige Transformationsprozesse, Gebrauchsweisen, Umbauten stattfinden, bevor etwas als Medium in Erscheinung tritt, dann ließe sich Einiges lernen bei der Bearbeitung des Problems der Vorgängigkeit beim Thema sex/gender: Anatomie ist ebenso wenig Schicksal wie Apparat.

Das Buch ist selbst ein einzigartiges Lehrstück feministischer Wissensproduktion, insofern es die geforderte Selbstreflexivität betreibt, die eigene Institution befragt, ebenso das Fach, in dem mit dieser Arbeit die *Venia Legendi* erworben wurde, wie das eigene sozialpolitische Umfeld, bis hin zum Verlag, dessen Titelpolitik beim ‚Unbehagen der Geschlechter‘ ebenfalls kommentiert wird. Und es setzt sich seiner eigenen Destabilisierung aus. Was die Autorin in ihrer Dissertation mit ‚Disloyalität‘ beschrieb, die Haltung gegenüber der Notwendigkeit, als identifiziertes Subjekt zu sprechen, auch wo die Machtstrukturen der Subjektivierung kritisiert werden (*Deviant Subjekte*, 1999), verschärft sich in einer Arbeit, die im gleichen Zuge akademische Anerkennung fordert, wie sie akademische Regeln dekonstruiert, und die ebenso im gleichen Zuge einen Platz im feministischen Diskurs beansprucht, wie sie diesen auch gegen manchen Strich büstet. Das ist vor allem für den Teil einer Medienwissenschaft interessant, der nicht etwa in Medienwirkungsforschung oder Inhaltsanalysen von festen Objekten ausgeht, sondern die jeweilige Unschärfe/Verfestigung seiner medialen Gegenstände produktiv zu machen sucht. Aber auch wer eine kenntnisreiche Einführung in die feministischen Debatten seit den 70er Jahren sucht oder einen Kommentar zum Verhältnis von Politik und Akademie, wer über inhärente Auflösungstendenzen von Medien, die sich selbst unsichtbar machen, oder von queeren Identitäten nachdenkt wird sich in diesem Buch mit Vergnügen festlesen.

Ulrike Bergermann (Paderborn)